

Illustriertes Sonntags-Blatt

zur
Amtlichen Taunus-Zeitung.
Verlag von Ph. Kleinböck in Königstein i. E.

1915. * Nr. 38

Eine Erfahrung.

Novelle von Ilse-Dore Tanner. (Nachdruck verb.)

Ueber Klausburg lag der Abendfrieden. Nicht, daß das Kreisstädtchen nicht auch sonst sehr friedlich und still gewesen wäre, aber diese Abendstunden waren doch noch etwas anderes, und mit ihnen verglichen zeigten die anderen Tageszeiten ein fast großstädtisches Leben.

Es war jetzt nämlich überhaupt kein Mensch auf den Straßen zu erblicken, die, nur kümmerlich durch einige Gaslaternen erhellt, in tiefstem Schweigen dalagen. Unter dem schönen mittelalterlichen Torbogen, auf den die Klausburger so stolz waren, brannte trübselig die Petroleumlaterne, deren Bestimmung es war, Licht über diese Passage zu gießen, durch die schon seit Hunderten von Jahren Liebespärchen nicht gingen, ohne die wohlthätige Finsternis zu einem Kuß zu benutzen.

Daß die Straßen so dunkel waren, war nicht die Schuld der

Vorhänge dicht zugezogen. — Eine Ausnahme machte die stattliche Villa des Oberamtmanns Frohwein, die, etwas zurückgebaut, mit hübschem Vorgarten in der Hauptstraße Klausburgs lag. Ihre unteren Fenster mit den eleganten Halbstores waren hell erleuchtet, was den gegenüber wohnenden Oberlehrer Franz schon zu der Bemerkung veranlaßt hatte: „Frohweins scheinen Besuch zu haben.“

„Nur der Doktor Schneider ist schon wieder bei ihnen“, meinte seine Frau. „Ob aus dem und der Grete Frohwein nicht doch noch ein Paar wird?“

„I bewahre, ihr Weiber müßt auch immer gleich ans Heiraten denken! Schneider ist doch Frohweins Patentkind und von klein auf mit der Grete wie Bruder und Schwester; so was heiratet sich nicht, die kennen sich viel zu genau — außerdem ist der Doktor ja eben erst fertig geworden und muß doch erst 'ne Praxis haben, ehe er ans Verloben denkt.“

Dieses Mal irrte der schlaue Oberlehrer aber — auf dem gemütlichen alten Sofa in Oberamtmanns „Wohnstube“ saßen



Verteidigung einer durch Baumstämme und Erdaufwürfe geschützten Waldschanze in den Argonnen während eines Sturmangriffes der Franzosen. — Phot. Paul Wagner.

Gaslaternen: die gaben für ihr spärliches Vorhandensein Licht genug, aber hellerleuchtete Schaufenster, die ihren Glanz bis auf die Straße warfen, waren in Klausburg nicht vorhanden, und wer parterre wohnte, hatte die Fensterläden fest geschlossen, damit ihn die Vorübergehenden oder lieben Nachbarn nicht gar zu genau beobachten konnten, und auch in den oberen Etagen waren die

Grete Frohwein und Kurt Schneider als Brautpaar nebeneinander, während im Herrenzimmer, zu dem die Tür weit offen stand, Vater Frohwein Zeitung lesend und aus seiner geliebten langen Pfeife passend saß, und seine Gattin eifrig strickte, wobei sie mit halbem Ohr nach dem Flüstern und Lachen des jungen Paares nebenan lauschte.

Grete Frohweins dunkles, pilantes Köpfchen und zierliche Erscheinung passte gut zu dem großen, fast etwas plumpen Doktor mit dem hellblonden Haar und Schnurrbart.

Und wie äußerlich, so waren sie auch im Temperament grundverschieden — sie sehr lebhaft, kapriziös und von sehr ausgeprägtem eigenen Willen und Geschmach, er die Ruhe und Überlegenheit selbst, flug, energisch und doch gutmütig, sich nur schwer aus dem Gleichgewicht bringend lassend, dann aber um so heftiger dem furor teutonicus unterliegend.

Die kleine rundliche Frau Frohwein stand auf und trat stridend in die Tür zum Nebenzimmer:

„Wißt ihr was, Kinder, eigentlich sehe ich es gar nicht so recht ein, warum ihr die Verlobung nicht gleich anzeigen wollt. Kurt ist doch nun ausstudierter Doktor und wo ihr mal hinzieht, kann doch den Leuten ganz egal sein.“

Grete seufzte ungeduldig. „Gott, Mutterchen, das ist ja eben das Malheur, daß den Leuten hier in dem gräßlichen Katschnest das ganz und gar nicht egal ist, und das Fragen und Reden und die guten Ratschläge wären einfach nicht auszuhalten. Erst müssen wir ganz genau wissen, wo wir hinkommen, Kurt muß sich schon als Arzt niedergelassen haben, dann erst sollen die guten Klausburger sich über unsere Verlobung freuen.“

„Ich füge mich in dieser wichtigen Frage ganz deinen Wünschen, Kind,“ sagte der Doktor lächelnd, „aber ich bin mir über meinen zukünftigen Wirkungskreis vollständig im klaren und kann in spätestens vier Wochen bereits den ersten Patienten verarzten — wenn's Glück gut ist.“

Grete wurde dunkelrot und rüdtte mit einem heftigen Rud so weit von ihrem Bräutigam ab, daß sie ihm gerade ins Gesicht sehen konnte. „Du bist schon entschlossen, wo du dich niederlassen willst, und ich weiß nichts davon?“ sagte sie atemlos.

Der Doktor lachte behaglich. „Kind, wir sind seit gestern verlobt! Mit deinem Vater habe ich übrigens auch bereits über die Sache gesprochen. Es ist für mich das Gegebenste und Besteilhafteste, daß ich in Klausburg bleibe. Der gute, alte Doktor Bartsch hat eigentlich bloß aus Rücksicht auf mich bisher keinen Assistenten genommen. Ich habe schon mit ihm gesprochen; er ist froh, es jetzt endlich etwas leichter zu bekommen, und in zwei bis drei Jahren will er sich ganz zur Ruhe setzen.“

Grete sprang auf, ihre dunklen Augen sprühten vor Zorn und ihre Lippen zitterten. „Und du mutest mir zu, hier in Klausburg, in diesem entsetzlichen Nest, das ich hasse, mein ganzes Leben zu verbringen? Ich war schon außer mir, daß Papa sich hierher zur Ruhe setzte, und nun soll ich auch noch hier als Frau leben? Auf den Gedanken bin ich gar nicht gekommen, sonst —“

Jetzt stieg auch dem Doktor die Röte des Zornes ins Gesicht. „Sonst hättest du dich nicht mit mir verlobt — wolltest du das sagen?“

Grete schluchzte statt aller Antwort, und Frau Frohwein zog sich kopfschüttelnd diskret ins Nebenzimmer zurück — es war besser, das junge Paar allein miteinander fertig werden zu lassen.

„Gretchen,“ sagte Doktor Schneider sanft, „sei doch vernünftig, was hast du denn nur gegen das liebe alte Klausburg? Deine Eltern wohnen hier, meine Mutter —“

„Ja, und ein halbes Duzend Onkels und Tanten von jeder Seite, ganz zu schweigen von all den guten Freunden —“ sie lachte höhnisch.

Er schwieg einen Augenblick verblüfft. „Ja, aber, Kind —“

„Kenne mich nur nicht immer Kind — das kann ich schon gar nicht leiden“, sagte sie zornig. „Begreifst du denn nicht, daß es geradezu furchtbar ist, hier zu bleiben, wo einen jeder kennt, wo man auf Schritt und Tritt beobachtet wird, wo man sich nach einem Duzend Menschen richten soll, ewig ungebetene Ratschläge bekommt, bekräftigt und bekräftigt wird?“

Der Doktor schüttelte den Kopf. „Nein, das begreife ich nicht. Ich habe es immer sehr gemüthlich hier gefunden. Wir werden uns selbstverständlich nach keinem Menschen richten und ganz so leben, wie es uns paßt.“

Grete schlug die Hände zusammen und sah kopfschüttelnd zur Decke empor. „Hast du eine Ahnung! Die Kinderzeit hier war ja ganz nett, und später warst du nur zu den Ferien hier, da läßt sich's aushalten. Lebe aber mal für immer hier, das ist was ganz anderes. Sich nach keinem Menschen richten! So etwas gibt's hier überhaupt nicht!“

„Nun, wir werden beweisen, daß es so etwas gibt“, sagte der Doktor ruhig. „Sieh mal, liebes K., liebes Gretchen, überall sonst muß ich mich erst als Arzt mühselig durchringen, muß vielleicht wieder fort, wenn's nichts wird. Hier fällt mir eine gute Praxis sozusagen in den Schoß, ich hänge an meiner Vaterstadt, freue mich, am selben Ort mit meiner Mutter leben zu können: es ist mir die Möglichkeit geboten, bald eine Häuslichkeit zu gründen — ich wäre ein Tor, wenn ich nicht zugriffe.“

„Auf deine Braut Rücksicht zu nehmen, ist ja überflüssig“, sagte Grete spitz. Sie war jetzt ganz ruhig und stand, die Arme übereinander geschlagen, gegen das Fenster gelehnt und sah so reizend aus in ihrem unterdrückten Zorn, daß der Doktor versuchte, sie sanft an sich zu ziehen, aber sie wehrte ihn ungeduldig ab: „Und das, was du von dem Durchringenmüssen sagst, ist ja Unsinn; du weißt doch, daß Papa Geld genug hat, um uns —“

Doktor Schneider wurde sehr ernst. „Liebe Grete — ein für allemal — ich bin der letzte, der aus der Tasche seines Schwiegervaters leben würde. Außerdem vergißt du, daß du drei Brüder hast, die jetzt erst anfangen, etwas zu kosten; es werden genug Opfer von deinem Vater verlangt werden. — Aber Kind, wir wollen uns nun heute nicht mehr über das Thema unterhalten, sonst zanken wir uns am Ende wirklich noch ernstlich. Ich werde jetzt nach Hause gehen und mir alles noch einmal gründlich überlegen, und meine süße Braut wird das gleiche tun — und wird sich sicher zu meiner Ansicht bekehren“, setzte er unvorsichtigerweise hinzu, worauf Grete, die sich bei seinen vorhergehenden einlenkenden Worten zärtlich an ihn geschmiegt hatte, sich wieder heftig losmachte.

„Das wird sie nie — darüber gib dich nur gar keinen Illusionen hin“, sagte sie kalt.

So trennte sich denn das Brautpaar in wenig angenehmer Stimmung voneinander, und als Doktor Schneider durch die einsamen Straßen Klausburgs schritt und Grete Frohwein zur gleichen Zeit weinend in ihrem Bette lag, dachten sie beide daselbe, nämlich, daß sie sich den ersten Tag ihres Brautstandes ganz anders vorgestellt hatten.

Es folgten Tage, die es wenig verdienten, zu der „schönsten Zeit des Lebens“, wie ja die Brautzeit so gern genannt wird, zu gehören. Zwar versuchte Doktor Schneider immer wieder, ganz unbefangenen-herzlich mit seiner Braut zu verkehren und das gefährliche Thema gar nicht zu berühren, aber das mißlang ihm gründlich. Grete Frohwein wollte Klarheit haben, und zwar eine Klarheit, die ihren Wünschen entsprach — mit anderen Worten: ihr Verlobter sollte auf jeden Fall auf Klausburg verzichten, und wenn er das erst einmal getan, wollte sie sich mit ihm auf eine andere Stadt einigen. Das heißt, diese andere Stadt hatte sie auch bereits im stillen ganz fest ausgesucht, und sie hieß: Berlin.

Der Doktor aber haßte Berlin geradezu, wie er überhaupt ein Feind aller Großstädte war — ganz im Gegensatz zu seiner Braut; und es war nicht recht abzusehen, wie eine Befehung des Widerspenstigen stattfinden sollte.

Die Eltern Frohwein bemerkten mit Besorgnis, Mutter Schneider aber, die eine ganz andere Braut für ihren Sohn erwünscht und ausgesucht hatte, mit Genugthuung die eigentümliche Spannung zwischen dem Brautpaar, und nur in dem einen Punkt waren sich die alten Herrschaften ganz einig: es war gut, daß die Verlobung noch nicht veröffentlicht war.

Als Grete Frohwein eines Tages vor die Eltern trat und erklärte, sie wolle jetzt einige Wochen nach Berlin zu Onkel Heinrich Frohwein, der sie gerade wieder eingeladen hatte, gaben die Eltern die bisher immer verlagte Einwilligung zu einer Reise in das „Sündenbabel“, wie Vater Frohwein die Reichshauptstadt zu nennen beliebte. Eine kurze Trennung des Brautpaares konnte jetzt, so meinten sie, nur klärend wirken.

Anderer Ansicht war Doktor Schneider, den der ihm kurz und eigenwillig mitgeteilte Entschluß der Braut tief verlegte.

Einen Augenblick kam ihm der Gedanke: es muß jetzt biegen oder brechen, und er hatte scharfe Worte auf der Zunge, die eine Entscheidung herbeigeführt hätten. Aber er liebte diese kleine, trostige Grete Frohwein von ganzem Herzen, er kannte all ihre guten Eigenschaften, ihr goldig-reines Gemüt, ihren lautereren Charakter. Er war so fest überzeugt, daß sie eine von den guten und klugen Frauen werden würde, die eines Mannes höchster Schatz sind; er liebte ihr süßes, liebreizendes Äußere, und er konnte diese Worte nicht sprechen, jetzt wenigstens noch nicht.

Nach Gretens Reise sollte die Entscheidung fallen.

Und wie um seine Feigheit, wie er sein Zögern bei sich selbst nannte, wieder gutzumachen, meinte er kühl, diese Reise passe ja ganz gut, denn er habe Doktor Bartsch, der auch verreisen wolle, versprochen, ihn jetzt einige Wochen zu vertreten und so hätte er jetzt sowieso nur sehr wenig Zeit für sie zur Verfügung gehabt.

Das ärgerte nun wieder Grete aufs tiefste, war es doch ein neuer Beweis, daß Kurt bei seinem ihr so verhassten Entschluß bleiben wolle. Und so war auch in diesen letzten Tagen eine kühl, ungemüthliche Stimmung zwischen dem Brautpaar, und nur, als Grete bereits am Coupéfenster stand und auf ihren Bräutigam herabsah, der mit merkwürdig blaßem Gesicht neben ihrem Vater stand, kamen ihr plötzlich die Tränen in die Augen, und sie mußte daran denken, wie es, seit sie die Kinderschuhe ausgetreten

Grete, ihres Vaters Schwägerin, war, das sagt Schwester Liebe sich ihr annehmen mag, und wie nun die Weltlichkeit so gar nicht dem Bilde entsprach, das sie sich ausgemalt hatte.

Und während der Zug sie Berlin entgegenführte, stellte sie sich vor, wie Frau Schneider, die sie nie recht hatte leiden können, nun wohl alle Hebel in Bewegung setzen würde, um ihr des Sohnes Herz abwendig zu machen und ihn womöglich der reichen Hildgard Schring, der Bürgermeisterstochter, die sie so gern als seine Frau gesehen hätte, zuzuführen. Und dabei mußte sie unaufhörlich weinen, und es war nur gut, daß sie allein im Coupé war.

Als sie dann in Berlin ankam, sah sie eher aus wie jemand, der in die Verbannung geschickt wird, als wie jemand, der auf seinen eigenen Wunsch eine Vergnügungsreise unternimmt.

„Weißt du, Maus,“ sagte Onkel Heinrich und steckte sich eine Morgenigarre an, sich behaglich in seinen Sessel zurücklehnd, „ich hatte mir 'ne ganz andre Vorstellung von dir gemacht. Ich dachte, so'n kleines Provinzküken, das noch nie die Nase in die Welt gesteckt, würde wer weiß wie entzückt und begeistert von der Großstadt sein — sozusagen wie'n losgelassenes Füllen in Wonne herumplätschern.“

„Aber, Onkel, was für ein Vergleich!“ lachte Grete, die beim Anfang von des Onkels Rede sichtlich verlegen geworden war.

„Statt dessen,“ fuhr der Onkel unbeirrt fort, „statt dessen bist du miesepetrig. Du imponiert sozusagen nichts, du findest an allem etwas auszusetzen und vergleichst, glaube ich, Berlin und seine Bewohner unaufhörlich mit deinem Klausburg, und zwar zum Schaden der Reichshauptstadt. Solltest du daheim vielleicht eine heimliche Liebe zurückgelassen haben, die uns nun um dein Interesse und deine Zuneigung bringt?“ Er zwinkerte dabei listig mit den Augen.

„Aber, Heinrich, an so was rührt man doch nicht“, sagte seine Frau vorwurfsvoll, nachdem sie einen Blick auf die Nichte geworfen.

Die tat, als habe sie die letzten Worte des Onkels nicht gehört.

„Aber, Onkelchen, wie kannst du mich so falsch beurteilen. Denke doch nur, wie begeistert ich gestern Abend in der Oper war — und Sonnabend in der Kunstausstellung, und —“

„Ja, ja,“ der Onkel wiegte bedächtig den Kopf, „das ist alles nicht das Richtige; so'n alter Doktor wie ich ist Menschenkenner und macht so seine Beobachtungen. Jedenfalls: unsere jungen Herren haben keinen Eindruck auf dich gemacht, trotzdem sie es doch wahrlich an Courmacherei nicht haben fehlen lassen, und doch recht nette, annehmbare Menschen unter ihnen sind. Und ich dachte, du würdest einmal hier den Herrlichsten von allen finden.“

„Nein, Onkelchen,“ lachte Grete jetzt froh und unbefangen, „da hast du allerdings recht, die jungen Herren hier haben keinen Eindruck auf mein Provinzherz gemacht. Mir imponiert so leicht keiner, na, und die Männer überhaupt!“ und sie steckte ihr niedliches Näschen verächtlich in die Luft.

Der Onkel wollte sich ausschütten vor Lachen. „Ja, ja, wir taugen alle nichts, ist 'ne alte Geschichte, frage nur deine Tante. Na warte nur, Kleinchen, vielleicht schlägt heute Abend deine Schicksalsstunde. Bei Professor Niederaus ist immer 'ne ganz auserlesene, aparte Gesellschaft“, und er strich der Nichte über das krause, dunkle Haar. Dann ging er seine Patienten besuchen.

Grete aber begab sich in das Fremdenstübchen und nahm ihre Schreibmappe vor, um einen Brief an ihren Bräutigam und an ihre Eltern zu schreiben. Vorläufig aber laute sie nachdenklich an ihrem Federhalter und dachte über das nach, was Onkel Heinrich gesagt hatte.

Er hatte ja nicht unrecht, Berlin hatte sie enttäuscht, und vielleicht hatte sie das nicht immer verbergen können. Der Lärm auf der Straße, das Hasten der Autos, Droschken und Radfahrer, die die Straßenübergänge lebensgefährlich machten, erregte immer wieder zornige Ängstlichkeit in ihr. Die nach der allerneuesten Mode gekleideten, ihr wie Karikaturen vorkommenden Damen, die in den eleganten Straßen promenierten, fand sie gräßlich und kam sich doch gerade im Vergleich mit ihnen unelegant und beinahe häuslich vor, und das gab ihr ein Gefühl der Unsicherheit. Am unangenehmsten aber waren ihr, mit wenigen Ausnahmen, die jungen Mädchen, die sie bisher auf den Gesellschaften, die Onkel und Tante mit ihr besuchten, kennen gelernt hatte. Sie waren so überaus „fertig“, kannten alles, waren überall gewesen, und es gab nichts, worüber sie sich nicht ein ganz sicheres und richtiges Urteil angemaßt hätten. Sie glaubte ihren Ohren nicht zu trauen, als sie zum erstenmal eine Ahtzahnjährige ungeniert mit ein paar Herren über die Mutterstuhlbewegung und Säuglingsfürsorge reden hörte, so was wäre in Klausburg allerdings ebenso wenig möglich gewesen wie Gespräche über die freie Liebe, die auch besonders beliebt bei der Jugend zu sein schienen. Und wenn junge Mädchen der guten Gesellschaft allein mit jungen Herren, die sie kaum kannten, spazieren gingen, sich

mit ihnen in legendärem Standortestrafen, so fand sie das schonlich unpasend, ganz zu schweigen von anderen Dingen, von denen sie, als in der näheren oder weiteren Bekanntschaft passiert, reden hörte, und von denen sie bisher geglaubt, daß sie nur in unpasenden Romanen vorlämen, in solchen, die ein wohlgezogenes junges Mädchen aus guter Familie nicht liest.

Aber das war auch so ein Punkt: hier lasen die jungen Mädchen alles; unpasende Bücher schien es für sie nicht zu geben, ebenso wenig wie unpasende Gespräche. Sie waren überhaupt alle so unheimlich klug und sicher in ihrem Benehmen, daß sie sich ganz dumm, unsicher und „rückständig“ vorkam, und als sie gar erst merkte, daß sie ungeniert über sie lächelten und witzelten, fühlte sie sich kreuzunglücklich in Gesellschaft. Ihr Stolz war bitter gekränkt, denn in Klausburg galt sie für klug, witzig und elegant und war als beste der guten Partien des Städtchens allgemein beneidet und hofiert worden, und hier galt sie nichts und war vielleicht gerade gut genug, um als Zielscheibe des Spotts zu dienen.

Auch der ärztliche Beruf schien Grete in Berlin ganz besonders mühevoll und unbequem zu sein. Rußten die Tante und sie sich schon abhezen, um bei den weiten Entfernungen allen Anforderungen des Tages gerecht zu werden, so war der arme Onkel noch viel mehr geplagt, er hatte eigentlich nie Ruhe. Keine Gesellschaft, zu der er nicht entweder nachkommen mußte, oder von der er nicht fortgeholt wurde; keine Nacht, in der nicht die Nachtlode schellte, und bei den weiten Wegen brauchte er für jeden Besuch wer weiß wieviel Zeit; immer ein Auto zu nehmen, war natürlich viel zu teuer. Nein, da hatte es der gute alte Doktor Bartsch in Klausburg entschieden bequemer; nemenswerte Entfernungen gab es nicht, und daß anscheinend hochbornehme Patienten ihm, wie hier dem Onkel, dann einfach noch das wohlverdiente Honorar schuldig blieben, wäre dort, wo jeder den anderen kannte, unmöglich gewesen.

(Schluß folgt.)

Der Blumenkorb.

Novelle von E. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Der Frühling wird Ihnen ins Haus geschickt,“ sagte Schwester Maria mit ihrer warmen Stimme, „nun müssen Sie aber auch der trüben Stimmung den Abschied geben!“

Ein mattes Lächeln überflog die blaffen Züge des Oberlehrers. Er war als Reserveleutnant voll glühender Begeisterung mit hinausgezogen, aber eine böse Lungenentzündung zwang ihn nun seit Wochen zur Untätigkeit im Lazarett seiner Heimatstadt. Die Gefahr war vorüber, aber die Kräfte wollten sich nicht heben. Er war ein gebrochener Mensch. Schließlich, was war auch viel an ihm verloren? Angehörige besaß er nicht; die Liebe, die er hinterlassen würde, war nicht groß. Einige seiner Schüler würden vielleicht noch vorübergehend an ihn denken und dann Familie Albrecht, das war aber auch alles. Ein warmer Schein erhellte sekundenlang die matten Augen des Leidenden, als er an Mutter Albrecht, die Jugendfreundin seiner Mutter, dachte. In ihrem Hause hatte er manche glückliche Stunde verlebt, mit ihren Kindern verband ihn Freundschaft...

Die Schwester hatte den zierlichen Korb mit Krokus und Anemonen vor ihn auf den Tisch gestellt und gab ihm ein Briefchen, das zwischen den Blüten gesteckt hatte.

„Ich will Sie beim Lesen Ihres Liebesbriefes nicht stören“, sagte sie schelmisch und zog sich zurück.

Einen Augenblick wog der Oberlehrer das Briefchen in seiner Hand. Zu seinem Erstaunen fühlte er, wie eine ganz leise Neugier sich in ihm regte. Er hatte angenommen, daß er dazu viel zu müde und apathisch sei. Aber seine Neugier wuchs, als nur eine Karte herausfiel mit den in steilen Zügen hingemalten Worten: „Ein Frühlingsgruß zur Wiedergenehung!“

Wer konnte sich einen Scherz mit ihm gemacht haben? Die Handschrift war Paul Keiper gänzlich unbekannt. Wer ihn erfreuen wollte, konnte doch seinen Namen nennen!

Er war ganz angegriffen von all dem Sinnen, als der junge Ernst Albrecht, der als Sanitäter an dem Lazarett beschäftigt war, seinen täglichen Besuch machte. Einen Augenblick rang Keiper mit sich, aber die Neugier siegte.

„Sieh dir mal die Schrift an,“ gebot er, „kennst du sie?“

„Die Schrift? Ja — natürlich, ach, sieh da — zu diesem entzückenden Blumenkorb? Ei, das ist interessant!“

„So sag doch, von wem —?“ Der Leidende war schon ganz nervös.

„I — wo werd ich denn? Umsonst ist der Tod!“

„Du bist furchtbar! Was willst du haben, Mensch? Dort stehen Zigarren —“

„Zigarren?“ machte der junge Student gedehnt. Trotz seiner Verachtung steckte er sich die Taschen voll, so daß der Oberlehrer rief: „Du — langsam, das ist eine teure Sorte.“

Der Kranke betraute schon beinahe, den Jüngling, der in Prima noch sein Schüler gewesen war, ins Vertrauen gezogen zu haben.

„So sag doch, was du haben willst!“ rief er gereizt.

Der Student sah ihn an, als ob er seine Vertrauenswürdigkeit prüfen wolle.

„Vor allem darf Mutter nichts erfahren“, begann er.

„Rein Gott — so mach doch schon! Wieviel ist es denn?“

„Na, siehst du, so kommen wir schon eher auf Chaussee! Du bist doch auch mal jung gewesen! Ich habe da in Rostock einen kleinen Bären angebunden, gar nicht bedeutend, aber der Mensch tut, als wollte ich ihm nun in Kriegszeiten durchgehen!“

„Abgemacht. Die Sache ordnen wir heute noch. Aber nun sag endlich —“

Auf den Wangen des Leidenden brannten rote Flecken. Selbst Ernst Albrecht sah ein, daß er ihn nicht länger auf die Folter spannen dürfe.

„Das hat niemand anderes als Irntrud Weßel geschrieben“, sagte er ohne weitere Umschweife.

„Das glaub' ich nicht“, entfuhr es Paul Keiper.

„Denn nicht“, machte Ernst gleichmütig. „Du kannst dich heilig drauf verlassen!“

„Wie sollte sie darauf kommen?“

Der Fledermaus lachte. „Das ist mir auch ein Rätsel“, sagte er

spöttisch, „das schöne Mädchen — und du —!“

Von diesem Tage an erholte sich Doktor Paul Keiper zusehends. Der Arzt war sehr mit ihm zufrieden. Nicht lange, so konnte er den ersten Spaziergang gestatten. — Der führte natürlich in das Albrechtsche Haus. Am nächsten Sonntag erhielt er eine Einladung und traf nach langer Zeit Irntrud Weßel. Sie war herzlich und teilnehmend, aber



Waghalsiger Patronillengang italienischer Bersaglieri.

so unbefangen, daß dem Oberlehrer leise Zweifel aufstiegen, ob Ernst richtig geraten hätte.

Im Lauf des Nachmittags beim Pfänderspiel mußte sie etwas schreiben, da schwand auch bei ihm jeder Hauch von Ungewißheit. Kein anderer hatte die Karte an ihn geschrieben! — In einem wahren Freudentaumel verbrachte er den Rest des Nachmittags.

Es fehlte nicht viel, dann hätte er sich ihr noch auf dem Nachhausewege entdedt. — Lange saß er am Fenster seiner kleinen

Krankenkammer und sah in den Garten hinunter der vom Mond beschienen war. In dem silbernen Licht sah es aus, als ob die Bäume schon blühen wollten. Wie Frühlingsmorgen schien es dem glücklichen Manne. Er hatte das schöne Mädchen längst verehrt, doch hätte er nie geglaubt, daß sie auch an ihn denken könnte. Nun saß er da und spann wundervolle Träume.

Am nächsten Morgen wurde Paul Keiper ein Brief der heimlich Geliebten gebracht. Ein unbehagliches Gefühl stieg in ihm auf. Was hatte sie ihm zu schreiben? Mit zitternden Fingern riß er das Kuvert auf, um blitschnell von der Höhe der Freude tief herabzustürzen. Sie schrieb:

„Zur Steuer der Wahrheit muß ich Ihnen mitteilen, daß der Blumentorb nicht von mir war.“



Der amerikan. Staatssekretär Lansing, der die neuen Noten an England und Deutschland abhandelt.

„Nun dachte ich, ich könnte Sie schon bald wieder an die Front schicken, statt dessen fallen Sie mir in die alte Mattigkeit zurück! Was haben Sie denn?“

Paul Keiper zuckte die Achseln. Ihm war weh zumute. Er



Österreichisch-ungarischer Panzerzug, der in den Kämpfen in Ostgalizien wertvolle Dienste leistet.

fühlte selbst, wie reizbar ihn die zornige Erregung über Ernst Albrecht machte. Der sollte ihm nur kommen! Lächerlich hatte er ihn, den ersten, gemessenen Oberlehrer, gemacht; lächerlich vorsich selbst und dem angebeteten Mädchen! Denn es schien ganz sicher, daß Irntrud, die gefeierte Schönheit, die Werbung des bedeutend älteren Mannes einfach verlachte!

Dem war nun nicht so, wie der arme Oberlehrer



Französische Baumschützen in den Vogesen.
Gezeichnet von Hans Treiber.

lassen, in der ersten Aufregung seinen Platz zu suchen. Unfähig zu jeder ernstlichen Arbeit, sah sie in ihrem Stübchen und sann. Wenn nun Paul Keiper es übel nahm und aus Ärger vorzeitig wieder ins Feld ging, angegriffen und elend, wie er war, hatte sie die Folgen auf dem Gewissen! Sie schlug die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

Aber auch Mutter Albrecht merkte, daß etwas vorging. Mit echt frauenhafter Witterung für solche Dinge hatte sie wohlgefaßig bemerkt, daß sich zwischen den beiden Menschen, die ihrem Herzen so nahe standen, etwas anspinnen wollte. Und als am nächsten Sonntag beide am Kaffeetisch in ihrem gastlichen Hause fehlten, ahnte sie, daß eine Verwicklung eingetreten war. Sie beriet mit ihren Töchtern und war bald auf der rechten Spur.

Noch in derselben Stunde stand ihr Sohn Ernst vor Paul Keiper. Der sah ihn kaum an. Hatte der dumme Bengel sich so lange nicht blicken lassen, mochte er nun auch bleiben, wo der Pfeffer wächst!

„Mensch, was ist denn nur los?“ Ernst gab sich als völliges Unschuldslamm. „Ich habe dir doch nur gesagt, Frmrud Wegel habe die Karte geschrieben, und ist das etwa nicht wahr? Daß meine Mutter dir anonym Blumenkörbe schickt, kann ich wirklich nicht ahnen. Nun heult Frmrud, du bläst Trübsal, und zu Hause schmeißen sie mich raus!“

„Frmrud heult?“ fragte Keiper, als ob er von der ganzen Rede nur die zwei Worte gehört hätte.

„Und wie! Die Standpauke von ihr gönne ich keinem Hunde!“

Keiper sprang auf wie elektrisiert.

„Mensch — weicht du was? Ich habe eine nötige Besorgung. Aber vielleicht komme ich nachher noch bei euch mit heran.“

„Weißt du Frmruds Wohnung? Lühowplatz 56!“

„Sei nicht so naseweis, du Nichtsnutz!“

Ein paar Stunden später machte ein strahlendes Brautpaar seinen Besuch bei Mutter Albrecht.

Gleichgestellt.

Kriegserzählung von Otto Schütte, Essen. (Nachdr. verb.)

Fritz Bautholts Mutter sah es gern, wenn ihr Junge mit den Kindern der Angesehenen des Dorfes spielte, mit den Söhnen des Lehrers, des Wirtes, des Kaufmanns und der Tochter des Arztes. Fritz war von rechtlichen Eltern, und auch die Angesehenen sahen den aufgeweckten Jungen des Tagelöhners gern zwischen ihren Kindern. Freilich konnte Bautholts Mutter recht böse werden, wenn Fritz vom Hochmutsteufel gepackt wurde und durchaus wochentags die guten Sonntagstiefel anziehen wollte. Was sollten die Leute davon sagen? Überhaupt schwall die Rechnung durch die Stiefelsohlen der vier Bautholtschen Jungen jetzt schon schnell genug an, und sie war so schwer wieder herunterzubringen. Fritz mußte also weiterhin in Holzschuhen zur Schule und zum Spiel. Wenn er mit den schwerfälligen hölzernen Dingen über das holprige Pflaster klapperte, oder wenn er gar im Eifer des Spieles aus einem Holzschuh herauslief, dann lachten die anderen Jungen so böse, und Paula Eigen, die Tochter des Arztes, sah Fritz spöttisch und spitzbübisch an. Fritz verkroch sich dann in irgendeinen Winkel oder hinter eine Hecke, heulte und schlug mit Händen und Füßen den Erdboden.

Der kleine hatte so viel Ahnung, daß sein Vater es mit Tagelöhnern nie zu Wohlstand bringen werde, denn er vertröstete sich auf später, dann wollte er reich werden und alle Tage Sonntagstiefel und ungefaltete Hosen tragen. Hatten die vorhin nicht auch über den großen Fladen in seiner Hose gelacht? Und die Mutter hatte diesen Fladen heute morgen noch als etwas Besonderes hingestellt, als sie einen Jungen sahen, dem das Hemd durch die Buxe sah. Was nupte es, daß die sonst so sanftmütige Paula immer bald wieder Neue empfand und Fritz durch einen bunten Griffel zu versöhnen suchte? Ein Stachel blieb doch zurück.

Als Fritzens Vater starb, war der Junge zwölf Jahre alt, da mußte er schon etwas mit verdienen. Die Mutter plagte sich von früh bis spät, denn sie wollte dem Fritz Zeit lassen, weiterhin so viel wie möglich seinen bisherigen Umgang zu pflegen. Fritz schämte sich aber des Nichtstuns, wenn er sah, wie andere Tagelöhnerjungen arbeiteten. Und je älter er wurde, desto weher tat es ihm, wenn die anderen, besonders Paula, ihn nicht voll als ihresgleichen nahmen. Er war nun mal ein Tagelöhnerjunge und schob sich mehr und mehr ab von den Kindern der Angesehenen. Dabei ließ Fritz aber nie sein ehrgeiziges Ziel aus dem Auge: er wollte den anderen gleichgestellt werden. Und merkwürdig, wenn der Schlingel länger auf dieses Ziel blickte, dann sah er immer plötzlich in die munteren Augen der kleinen Paula Eigen.

Eines Tages glaubte Fritz, das Richtige gefunden zu haben. Er hatte gesehen, wie der Sohn des Gutsinspektors, der studierte

der als Unteroffizier auch auf Urlaub zu Hause war. Da stand bei Fritz fest: Ich werde Unteroffizier, und er glaubte, daß dann alle Standesunterschiede verwischt sein würden. Die gutherzige Mutter mochte dem Jungen den Wunsch nicht versagen. Sie raderie sich mehr denn je und hoffte, mit Hilfe eines kinderlosen Onkels den Jungen durch die Unteroffizierschule zu bringen. Das ging denn auch ganz gut. Freilich mußte Fritz in der ersten Zeit oft etwas hart angefaßt werden, wenn er von der Zukunft träumte. Das Träumen hörte aber ganz von selbst auf. Fritz wurde älter und kam natürlich bald auf den Gedanken, daß er vor Paula und ihrem Vater als Unteroffizier kaum Gnade finden würde. Mußte doch auch der Schäserjohn längst den Inspektorsjohn zuerst grüßen, weil der inzwischen Majorsoffizier geworden war. Fritz benahm sich aber ganz vernünftig und arbeitete fleißig.

Als er später beim Heere eingetreten war, wurde er, dank seiner Fähigkeiten, bald ausschließlich auf dem Bezirkskommando verwendet. Eine gute Laufbahn war ihm sicher. Vergessen hatte er Paula Eigen natürlich nicht, und es kam noch oft genug vor, daß er mit Behmut an das schöne, liebe Mädchen dachte. Er hatte sie auch einmal auf der Straße getroffen, als er auf Urlaub daheim war. Da hatte sie ihm umbesangen und freundlich die Hand gegeben. Nun, das tut man auf dem Dorfe schon. Sonst würde sie wohl nichts für ihn übrig haben. Wenn er auch die Lehrersleute, die Kaufmannsleute und die Wirtsleute besuchte, zu Eigens ging er nicht, denn er sagte sich, daß sie einen Verkehr mit dem erwachsenen Fritz Bautholt wohl nicht lieben würden.

Dann kam der Krieg von 1914/15. Fritz hatte schon manchen Strauß mit ausgefochten, und schließlich gelang es ihm einmal in Flandern, dank seiner Umsicht und Unerblichkeit, vor allem aber auch, weil er sein Handwerk aus dem Effeff gelernt hatte, eine gefährdete sehr wichtige Stellung zu retten. Jetzt wurde Fritzens Lebenswunsch erfüllt: außer dem Eisernen Kreuz bekam er als einer der wenigen aktiven Unteroffiziere die Beförderung zum aktiven Offizier. Gleichgestellt!!

Als Fritz sich von dem harmlosen Beinschuß, den er bei jenem Treffen erhalten hatte, in der Heimat erholte, kam er auch in sein Dorf zu seiner alten Mutter. Natürlich traf er zufällig Paula Eigen. Die beiden hatten sich viel zu sagen, was die Öffentlichkeit nicht weiter angeht. „Später fragte Fritz einmal: „Wenn ich nun aber nicht Offizier geworden wäre?“

Da sagte Paula: „Ich bin dir immer gut gewesen und habe oft gedacht, wie das mit uns wohl noch einmal werden sollte. Mein Vater hatte dich ja recht gern, aber wenn wir gekommen wären —“

„Und da ich jetzt keine Holzschuhe mehr trage, wirst du mich auch nie mehr spöttisch behandeln?“

Da schloß ihm Paula nach Art Verliebter den Mund.

Pflege der Augen.

Wenn Schiller den jungen Melchthal klagend ausrufen läßt: „O, eine edle Himmelsgabe ist das Licht des Auges!“ so gibt er damit nur der Empfindung Ausdruck, die jeder Mensch hat, der mit gesunden Augen sich Gottes schöne Welt anschauen kann, und die in doppeltem Maße der haben muß, der so unglücklich ist, das Licht des Auges dauernd entbehren zu müssen. Unglücklich ist schon derjenige, dem das Gehör verloren gegangen ist, zehnmal unglücklicher aber macht uns der Verlust des Augenlichtes; denn dem Blinden ist es ja selbst fast gänzlich versagt, sich — wenn auch im stillen — mit den Helden der Geisteswelt zu unterhalten.

Bei der Wichtigkeit, die der Besitz eines ungeschwächten Augenlichtes für unser gesamtes Leben hat, sollte man es kaum für möglich halten, daß so manche Menschen recht wenig, oft gar nichts für die Pflege ihrer Augen übrig haben; denn wohl mindestens 60 % aller Blinden haben sich ihre Krankheit erst im Laufe ihres Lebens erworben, und gar nicht zu zählen ist das Heer derer, die mit allerlei größeren und kleineren Augenübeln behaftet sind. Man frage nur den Optiker über die Zahl der Brillenbedürftigen!

Man kann beobachten, daß häufig schon vom Eintritt eines Kindes in die Welt an an seinem Augenlicht gesündigt wird. Dem Neugeborenen sollen die Augen gründlich mit lauem Wasser und einem reinen Leinenlappchen (ja keinen Schwamm!) ausgewaschen werden. Das Waschwasser für die Augen darf aber nicht dem Badewasser entnommen werden, sondern muß in einem besonderen Gefäße bereitgestellt werden. Geschieht dies nicht, so kann die oft einen gefährlichen Ausgang nehmende „Augenentzündung der Neugeborenen“ eintreten, die entweder durch allgemeine Unsauberkeit oder durch Übertragung gewisser Infektionsgifte von der Mutter auf das Kind verursacht wird. — Ist eine Augenentzündung bereits eingetreten, so achte man weder auf den Rat fluger Tanten, noch auf den einer wichtigtuenden Hebamme, sondern man wende sich an einen Arzt.

Die kleinsten Kinder richten ihren Blick gern auf glänzende Gegenstände. Man gewähre ihnen das Vergnügen nicht zu lange; denn andernfalls würden sich Lähmungsercheinungen auf der Mitte der Netzhaut bemerkbar machen, die dann, wenn sie öfters eintreten, zu Krankheiten des Auges Veranlassung geben können.

— Zeigt man einem im Bettchen liegenden Kinde einen Gegenstand, so halte man ihn vor die Augen (natürlich nicht zu dicht) und niemals von hinten aus über den Kopf, denn dadurch lernen die Kinder das Schielen. Das Licht darf auch dem Säugling nicht zu grell in die Augen fallen, darum halte man ihn nie so, daß er in die Sonne zu sehen gezwungen ist. Um dem schnellen Wechsel zwischen dem grellen Licht und dem Dunkel vorzubeugen, sei das Licht des Schlafraumes gedämpft, so daß sich das kindliche Auge beim Erwachen allmählich an das volle Tageslicht gewöhnen kann.

Auch im späteren Kindesalter sollen die Augen nicht dem grellen Lichte ausgesetzt sein. Deshalb muß jede Mutter darauf sehen, daß bei Ausgängen im hellen Sonnenschein dieser von den Augen ihrer Lieblinge ferngehalten werde. Hüte mit breiten Krempe und Mützen mit ebensolchen Schirmen werden hierfür die besten Dienste leisten. — Im vorschulpflichtigen Alter leiden die Augen der Kinder öfters durch die Aufertigung feiner Arbeiten, Nähen, Ausstechen usw., wie solche in den Kindergärten meist recht beliebt sind. Eltern können da nicht vorsichtig genug sein, um ihre Kinder vor dauerndem Schaden zu bewahren, der gar zu leicht entsteht durch zu lange andauerndes genaues Hinsehen oder durch Arbeiten bei unzulänglicher Beleuchtung, im Zwiellicht usw.

Die meiste Sorgfalt erfordert die Pflege der Augen im schulpflichtigen Alter. Da werden oft Anforderungen an die Sehkraft gestellt, denen die Augen der Kinder nicht gewachsen sind. Schon die Beschaffenheit unserer Schulbänke ist häufig geeignet, dem Augenlichte der Kinder dauernden Schaden zuzufügen. Und zwar sind an diesem schlechten Zustande der Bänke nicht nur die meisten ländlichen Gemeinden beteiligt, sondern leider auch kleine, oft noch mittlere Städte. Bis zu einem gewissen Grade läßt sich naturgemäß diesem Uebelstande nicht abhelfen, denn für jedes Kind einen besonderen Sitz zurecht zu machen, dürfte wohl selten möglich sein. Aber ich kenne Schulen, in denen — um nur ein einziges Beispiel anzugeben — für sieben- bis neunjährige Kinder Bänke vorhanden sind, deren Höhe für zwölf- bis vierzehnjährige Schüler angemessen ist. Und derartige Zustände findet man durchaus nicht vereinzelt. Sobald aber ein Kind mit den Füßen nicht die Diele, beziehungsweise nicht die Fußleiste erreichen kann, sinkt es beim Lesen, noch mehr aber beim Schreiben vorn über. Auch die oft zu geringe Beleuchtung bedingt eine schlechte Körperhaltung, die wiederum eine Schädigung der Augen zur Folge hat, die von dem Buche 30 bis 35 Zentimeter entfernt sein sollen. Bei der oft mangelhaften Haltung der Kinder in den Schulbänken ist es doppelt Pflicht der Eltern, wenigstens zu Hause für die gehörige Entfernung der kindlichen Augen vom Buche zu sorgen; denn hier kann durch Kissen, Fußbank usw., ebenso durch gute Beleuchtung für eine richtige Körperhaltung das Nötige getan werden. — Wenn früher durch den Gebrauch unhygienischer Hefte und Lesebücher, sowie der Schiefertafel viel gesündigt wurde, so macht sich gegenwärtig insolge erhöhter Fürsorge der Behörden eine erfreuliche Besserung bemerkbar. — Man quäle auch die Kinder in diesem Alter nicht mit Klavierspielen. Zeigen sie hierzu Lust und Talent, so sollen sie nur bei vorzüglichster Beleuchtung (Tageslicht!) üben; denn doppelt Vorsicht ist hier geboten, da der Notenschliff oft zu fein ist, um aus der gebotenen Entfernung ohne besondere Anstrengung gut erkennbar zu sein. — Laubsägearbeiten, feine Zeichnungen und Malereien dürfen nur bei gutem Tageslichte ausgeführt werden.

Zeigen sich Kurzsichtigkeit oder andere Sehstörungen, so ist sofort der Rat eines erfahrenen Arztes einzuholen, der gegebenenfalls eine Brille verordnen wird. Diese nur auf Anordnung eines Optikers in Gebrauch zu nehmen, ist nicht zu empfehlen; öfters kann hierdurch mehr Schaden als Nutzen gestiftet werden, denn es kommt, wie viele Leute glauben, nicht nur auf die Auswahl unter den verschiedenen Stärken der Augengläser an, sondern auch die Fassung der Gläser ist von Wichtigkeit insofern nämlich, als durch diese die richtige Entfernung der Gläser vom Auge bedingt ist. Stehen die Gläser falsch, so kommt ein falsches Bild auf der Netzhaut des Auges zustande; gewöhnt sich der Mensch aber mit der Zeit an eine falsche Stellung der Gläser, so geschieht dies selbstverständlich auf Kosten der Gesundheit seiner Augen.

Eine besondere Vorsicht soll bei der Berufswahl der Kinder obwalten. Personen, die an leicht entzündbaren Augen leiden, sollen keinen Beruf ergreifen, der mit Staubentwicklung oder zu greller Lichtentfaltung verbunden ist. Wer kurzzeitig ist, kann zwar oft längere Zeit hintereinander ziemlich angestrengt mit seinen Augen arbeiten, muß aber doch einen Beruf ergreifen, der ihn zwar hauptsächlich zu einer Arbeit in der Nähe zwingt, der

aber doch eine nötige Abwechslung in der Sehweite gestattet. — Weitläufigen eine ständige Arbeit in der Nähe zuzumuten, wäre ebenso grausam, als mit schwacher Sehfähigkeit begabten Kindern einen Beruf ergreifen zu lassen, der ihnen unausgesetzt die Ausföhrung feiner und feiner Arbeiten vordröibt.

Je älter ein Mensch wird, desto geringer wird auch — das kann man in den meisten Fällen annehmen — seine Sehkraft. Darum ist doppelte Vorsicht geboten. Eine brennende Nachtlampe im Schlafzimmer ist nicht nur den Augen schädlich, die da ausruhen wollen, sondern verdirbt auch die Luft. Das Schlafzimmer soll nicht nach Osten zu liegen, damit beim Erwachen nicht die Sonne sofort in die Augen scheint. Überhaupt soll man sich vor zu greller Beleuchtung hüten, sowohl wenn dieselbe direkt, als auch reflektiert auf die Augen wirkt. Man hat schon Fälle erlebt, daß das Sonnenlicht, welches durch den Wasserspiegel ins Auge zurückgeworfen wurde, Blindheit zur Folge hatte. Darum sind auch die Scherze, durch Spiegelung jemanden das Sonnenlicht ins Auge zu werfen, durchaus nicht so unschuldig, wie man gewöhnlich annimmt. Eine Lähmung der Netzhaut und des Sehnervs kann daraus folgen. — Die im Berufe angestrengt tätigen Augen sollen im Laufe der Arbeitszeit mehrmals, wenn auch nur immer auf wenige Minuten, ausruhen können. Wer in unreiner, staubiger Luft arbeiten muß, soll eine Schutzbrille tragen und öfters seine Augen mittels lauwarmen Wassers auswachen. — Die Beleuchtung darf nicht zu gering und das Licht nicht flackernd sein. Am besten hat sich das Licht einer recht hellbrennenden Petroleumlampe, auch ruhig brennendes elektrisches Glühlöht, bewährt. Grelles Gasglühlöht muß durch eine matte Glode abgeblendet werden. Grüne oder blaue Lampenschirme (nicht durchbrochen!) sollen die Augen vor dem direkten Einfallen der Strahlen der künstlichen Lichtquelle schützen. — Der anzuschauende Gegenstand soll möglichst nur von einer Seite beleuchtet sein. Niemals darf das Licht von unten auf ihn fallen. Beim Schreiben und Lesen gelange das Licht von links-vorn-oben auf das Papier. — Das Lesen im Liegen ist zu verwerfen, weil dabei fast niemals eine richtige Stellung von Auge und Buch erzielt wird und meist eine schlechte Beleuchtung vorhanden ist. Das Lesen unter Bäumen, ebenso das Lesen im fahrenden Wagen und in der Eisenbahn ist wegen der wechselnden Beleuchtung den Augen nachteilig.

Ein vorzügliches Mittel zur Pflege und Kräftigung unserer Sehkraft ist die Augengymnastik. Bei unbeweglich gehaltenem Kopfe blide man zuerst auf einen Gegenstand in der Nähe, nach kurzem Schließen der Augen sehe man in die Ferne, dann nach oben, unten, rechts und links, jedesmal mit dazwischenliegendem Schließen der Augen. Eine derartige Übung, regelmäßig fortgesetzt, kräftigt die Sehkraft in hohem Maße. S. H.



Zeitvertreib

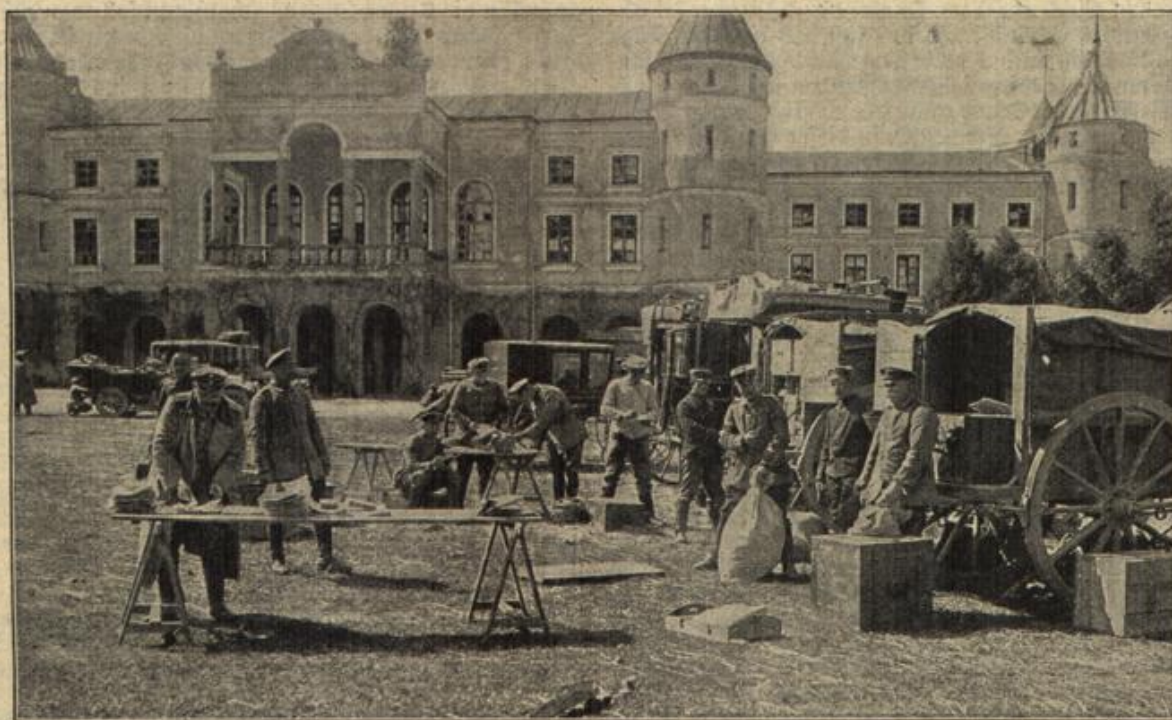


Flammenfärbungen.

Der alte Professor Bunsen war ein hervorragender Analytiker, und sein besonderer Stolz war die sogenannte „trodene Analyse“. Während nämlich andere Chemiker, um eine Analyse auszuführen, die betreffenden Körper immer erst in Wasser auflösen und sie dann mit anderen Lösungen behandeln, verschmähte Bunsen derartige. Er wußte auch die kompliziertesten Salzmischungen nach seinem trodenen Verfahren derart zu bearbeiten, daß sie ihm das Geheimnis ihrer Zusammensetzung offenbarten. Dieses trodene Verfahren bestand teils in Prüfungen mit dem Lötrohr, teils in Glöhvversuchen und ähnlichen Proben, die alle ohne Verwendung von Wasser oder sonstigen Lösungsmitteln in der Flamme vorgenommen wurden. Eine besondere Rolle spielten dabei die „Flammenfärbungen“. Bringt man nämlich gewisse Salze in die Flamme des Bunsen-Brenners, so verleihen sie dieser eine äußerst charakteristische Färbung. Auch wir wollen jetzt eine Anzahl derartiger Flammenfärbungen vornehmen, die uns teils durch ihre Pracht überraschen werden, teils ein



Wird davon geberet, wie man aus Gemischen die einzelnen Bestandteile erkennen kann. Zur Vornahme dieser Färbungen brauchen wir weiter nichts als einen Dunken-Brenner, jenen bekannten kleinen, vom Altmeister Dunken erfundenen Brenner, der eine nichtleuchtende Flamme erzeugt. Wir können ihn entweder irgendwo für billiges Geld erstehen, oder wir nehmen einfach vom Gasglühlicht das den Glühstrumpf tragende Gefäß herab. Dann haben wir gleichfalls einen Dunken-Brenner. Wir brauchen nun noch ein dünnes Platindrähtchen, dessen vorderes Ende wir zu einer kleinen Öse zusammenbiegen. Da dieses Drähtchen bei unserem Versuche heiß wird, so fassen wir sein rückwärtiges Ende in einen kleinen Halter aus Holz. Nun nehmen wir Spuren folgender Salze, die überall leicht zu beschaffen sind: Chlorkalium, Kochsalz, Chlorbarium und Chlorstrontium. Wir erhitzten den Platindrakt in dieser Flamme und tupfen so dann damit zunächst in unser Kochsalz. Hierdurch schmilzt eine Spur daran an. Wenn wir nun den Draht in den unteren Teil der Flamme, und zwar ihren äußeren Rand halten (wie es die Abbildung darstellt), so wird sie sofort prachtvoll gelb gefärbt. Nun reinigen wir unseren Draht wieder, tupfen in das Chlorkalium, bringen dieses in die Flamme und sehen, daß sie nunmehr violett gefärbt ist. Das Chlorbarium färbt sie grün, das Chlorstrontium prachtvoll rot. Auf der Anwendung derartiger die Flamme färbenden Salze beruhen auch die bengalischen Flammen, die bei Feuerwerken verwendet werden.



Kriegskasse eines deutschen Armeekorps vor einem Schloß in Galizien. Phot. N. Sennede.

Allerlei

Zu der Hygienestunde. Lehrerin, die den Kindern die Grundlagen der Gesundheitspflege klar gemacht hat: „Also, warum muß man die Zimmer immer hübsch rein und sauber halten?“ — Kleines Mädchen: „Weil jeden Augenblick Besuch kommen kann.“

Der Mann ohne Feinde. Als Narvaez, Herzog von Valencia, auf seinem Totenbette lag, stand der Erzbischof von Granada neben seinem Lager, bemüht, den Sterbenden für den Himmel vorzubereiten. „Denken Sie“, sagte er, „auch an Ihre Feinde! Verzeihen Sie ihnen, auf daß Gott auch Ihnen Ihre Schuld verzeihe.“ — „Ich habe keine Feinde“, erwiderte der Sterbende. — „Aber Erzellenz, wenn man eine Stellung bekleidet hat, wie die Ihre —“ — „Ich sage Ihnen, daß ich keine habe.“ — „Aber vielleicht doch — es wäre doch möglich.“ — „Ich habe keine.“ — „Aber Erzellenz —“ — „Ungebuldig geworden, richtete Narvaez nun mit letzter Kraft sich noch einmal auf und wendete sich gegen den Erzbischof. „Ich habe keine, sage ich Ihnen, ich habe sie alle erschossen lassen!“

Merkwürdige Prophezeiung. Als im Mai 1864 der Tonidichter Giacomo Meyerbeer zur Erde bestattet wurde, gaben ihm unter einer unabsehbaren Menschenmenge auch seine Spezialkollegen Auber und Rossini das letzte Geleite. Beide waren miteinander befreundet und führten daher im selben Trauerwagen vom Begräbnis zurück. Einen Dreißigjährigen hatten sie hinausgebracht, sie selbst waren beide an der Grenze des menschlichen Lebens. Rossini zweihundsechzig, Auber mit seinen zweihundachtzig Jahren gar schon darüber hinaus, aber noch ungewöhnlich lebenslustig. Rossini jagte schwermütig: „Von den drei größten Komponisten, die Paris zurzeit aufzuweisen hätte, ist einer nun dahin gegangen, woher kein Wiedertommen ist. Wer wird von den beiden Überlebenden zuerst an der Reihe sein — Sie oder ich?“ — Auber lachte. „Es tut mir zwar leid, es Ihnen sagen zu müssen“, meinte er, „aber Sie werden der nächste sein.“ — Rossini sah den so viel älteren Freund ungläubig an und wendete ein: „Woher wollen Sie das wissen?“ — „Woher ich es weiß, das tut nichts zur Sache, genug, daß ich es weiß. Ich wette um tausend Franken mit Ihnen, daß es so geschehen wird. Jeder von uns vermacht sie testamentarisch dem andern zu dem Zweck, seine Freunde dafür mit einem pikaresken Abendessen zu bewirten. Da ich der Überlebende sein werde, so verspreche ich Ihnen, Sie bei einem außerordentlichen Fasanengericht zu betrauern, denn das ist eins von meinen Lieblingsgerichten.“ — Rossini schüttelte zwar immer noch ungläubig den Kopf; allein die Wette wurde abgeschlossen und die testamentarische Bestimmung aufgesetzt. Aubers Prophezeiung traf ein. Rossini

starb schon vier Jahre nachher, Auber erst drei Jahre später, im Mai 1871, als beinahe neunzigjähriger, nachdem er die schwere Belagerung von Paris mit durchgemacht hatte. Er konnte also Rossinis Begräbnis vergnügt inmitten seiner Freunde mit einem feierlichen Fasaneneffen verherrlichen.

Gemeinnütziges

Bei der Mohnernte verursacht der Wind nicht selten Samenausfall. Ist dann das Wetter naß, so wächst der Same auch noch schnell aus. Es empfiehlt sich also, die Ernte möglichst zu beschleunigen.

Die Spitzmaus gilt im Volksmunde als giftig, weil Hund und Kasse sie wohl fangen, aber nicht verzehren. Sie ist ein sehr nützliches Tier, und der Gemüsegärtner lasse ihr Schutz angedeihen, denn sie vertilgt eine Menge Schädlinge der Gemüskulturen.

Spargelnachpflanzung wird gleich den Neuanlagen am besten im Frühjahr vorgenommen. Es ist daher zweckmäßig, vor dem Absterben des Krautes die Heststellen durch Stäbe zu markieren. — Man wartet auch am besten mit dem Bezug

der jungen Pflanzen bis zum Frühjahr, dann hat man nicht das Risiko des Eingehens.

Kürbis- und Gurkenfrüchte sollten gegen starke Besonnung leicht schattiert werden, was sich durch Bedecken mit Blättern sehr leicht bewerkstelligen läßt. Das Freistellen der Früchte durch Abschneiden einzelner Blätter ist eine tadelnswerte Gepflogenheit, die nur zum Vitterwerden der Früchte und vorzeitiger Reife beitragen kann.

Gedämpftes Weichtraut. Weichtraut wird fein gehobelt und dann mit zerlassenenem Speck, einem Löffel voll voll Wasser und halb so viel Essig weich gedämpft. Zuletzt nimmt man reichlich saure Sahne dazu und schmeckt nach Salz ab.

Zenograph.

Mit einem R zieh's Holz dahin.
Mit h verlei es frohen Sinn.
Und wird es mit dem L genannt.
Als als Geräte dir bekannt.

Julius Fald.

Somnium.

Es ragt zum Himmel empor sein Haupt,
Gleich einem Aries, doch nun glaubt
Mir alle, wieder winzig klein,
Wird's nach der Mahlzeit am Tische sein.

Fritz Guggenberger.

Schachlösungen:

Nr. 136. 1) T g 6 — g 5 etc.
Nr. 137. 1) D h 7 — f 5 etc.

Wichtige Lösungen:

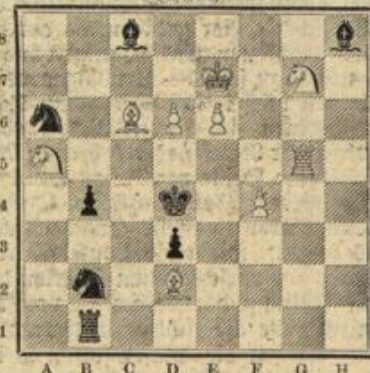
Nr. 131 und 132. Von R. Franz, rot.
Nreuz-Epit. Ldb.-Ang.
Nr. 134. Von B. Schamberg in
Wöhrn.

Briefwechsel.

Herrn G. in Wangeroop.
Auf D d 2 + folgt T b 2 mit Matt.

Problem Nr. 138.

Von C. Dehter.
Freiburger Anzeiger, 1905.
Schwarz.



Weiß.
Matt in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Rätsels: Schnecke, Schnee.
Des Bilderrätsels: Der ist selig zu begrüßen, der ein freies Herz weilt.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.